

Gudrun Hammer

Paul

oder: Besuche in der Bilderkammer

Novelle



DREIVIERTELHAUS

Gudrun Hammer, geboren 1953, ist Literaturwissenschaftlerin und war unter anderem als Journalistin, Seniorenbetreuerin und Leiterin eines Stadteilladens tätig. Heute lebt sie als freie Lektorin in Hamburg. 2007 gab sie die Anthologie *St. Pauli - Streifzüge auf dem Kiez* mit eigenen und Texten anderer Autorinnen und Autoren heraus. Ihr Debutroman *Trost verschwindet* erschien 2008, 2017 folgte die Kurzgeschichtensammlung *Lieberkühn*. www.textgudrunhammer.de

Gudrun Hammer

Paul

oder: Besuche in der Bilderkammer

Novelle

Ob sie den Mann gesehen habe, der so schnell zum Ausgang lief. Diese Frage stellte ich Verena nicht.

Vor unzähligen und noch mehr Wegen hatte ich sie gefragt, ob sie die Maus sah. »Wo denn?« Zusammen standen wir vor dem Grab und warteten darauf, dass sie sich wieder zeigte. Sie tat uns den Gefallen, flitzte am Stein entlang und verschwand auf Nimmerwiedersehen im Efeu. Da waren wir noch im Hellen unterwegs, viel blauer Himmel zwischen den Baumkronen.

Mittlerweile suchten wir das Grab unserer Freundin im alten Teil des Friedhofs, im kühlen Schattenreich. Hohe Eichen, Weiden und Kiefern, dunkles, dichtes Blätterdach über großen Steinen, Engeln und Stelen. Wir hatten uns verloren. Schon zum zweiten Mal in anderthalb Stunden. »Gehst du da lang, dann guck ich da.«

Inzwischen warf ich nur noch flüchtige Blicke auf die in Stein gemeißelten Namen, hielt vor allem Ausschau nach Blumengebinden und Kränzen auf frisch geharkter Erde. Auf zwei oder drei Gräbern lagen braun-modrige Rosen und graue Lilien neben Schleifen mit Abschiedsworten. Dort hatte die Ewigkeit bestimmt nicht erst vor zwei Tagen begonnen. Und so irrte ich zunehmend mutlos umher, begegnete selten Lebenden und hatte ganz allmählich genug von den Toten. Und ganz allmählich wurde ich auch der einen großen Frage nach dem Warum überdrüssig. Verena

ging es ähnlich. Mehrere Male hatten wir uns in den letzten Tagen getroffen und versucht, Worte zu finden für unser Entsetzen. Katharina war, so schrieb es ihre Tochter in einer Mail, »an die Gleise gegangen«.

Eher aus Erschöpfung denn aus Interesse harrete ich kurz aus vor einer Marmorschönheit, die sich mit sehnsuchtsvollem Blick und entblößter Brust über einen Grabstein beugte, und nahm mir vor, die Suche bald zu beenden. Hinter mir hörte ich Schritte. Als ich mich umdrehte, war der Mann an mir vorübergegangen. Etwas an ihm kam mir bekannt vor. In der Hand hielt er eine weiße Rose. Als sei ihm gerade etwas eingefallen, blieb er plötzlich stehen und sah nach links, auf drei von Urnen gekrönte Stelen. Dann kehrte er um, ging wenige Schritte auf ein unscheinbares Grab zu und legte die Rose auf die Grabplatte. Danach stellte er sich mit wie zum Gebet gefalteten Händen auf den Weg, betrachtete noch einmal die Inschrift des Steins, dabei bewegten sich seine Lippen, und blickte dann zu Boden.

Ich näherte mich ihm, so langsam ich nur konnte.

In dem Moment, in dem er in meine Richtung gegangen war, ohne mich zu beachten, erkannte ich ihn. Und jetzt hatte ich Gewissheit. Sein Profil, seine Haltung, sein Gesichtsausdruck waren mir nur allzu vertraut, bestätigten, was ich von Anfang an gespürt hatte. Nein, ich erschrak nicht. Ich weiß nicht mehr, was ich dachte, vielleicht so etwas wie: Ist es also soweit. Ich hatte schließlich seit jeher

gewusst, dass dieser Augenblick kommt. Es war auch keine Frage, wie ich mich verhalten sollte. Ruhig ging ich auf ihn zu.

Plötzlich bückte er sich und hob mit der linken Hand einen kleinen Ast auf. Gleichzeitig strich er sich mit der anderen eine Strähne aus der Stirn. Fast hätte ich aufgelacht. Hätte es überhaupt noch eines Beweises bedurft, dann hatte er ihn mir mit dieser Geste gegeben. So flüchtig, so uneitel hatte er sich die Haare oft aus dem Gesicht gestrichen. Es ging ihm nicht um das gute Aussehen, sie störten ihn nur.

Ich war noch etwa zehn Schritte von ihm entfernt, da richtete er seinen Blick auf mich. Er sah mir direkt in die Augen. Er erkannte mich. Vielleicht lächelte ich, vielleicht auch nicht, auf jeden Fall war mir danach zumute.

Im Nachhinein sehe ich das, was dann geschah, wie in Zeitlupe. Als müsste er sich zwingen, den Blick von mir zu lösen, wandte er sich ruckartig von mir ab und lief los. Hätte er, und sei es noch so kurz, zwischen dem Blickwechsel und dem Aufbruch noch einmal auf das Grab geschaut, ich hätte es bemerkt.

Ich hatte Mühe, ihm zu folgen, so schnell lief er. Bestimmt hörte er meine Schritte. Als er in den Hauptweg einbog, warf er den Ast in ein Gebüsch. Das Friedhofstor war nicht mehr weit. Seinen Namen rief ich nicht. Ich war mir sicher, ich würde ihn einholen. Aus den wenigen Schritten, die uns trennten, waren mittlerweile mindestens zwanzig

geworden. Aber selbst diese Entfernung beunruhigte mich nicht. Er konnte sich ja schlecht in Luft auflösen. Notfalls würde ich ihm bis zur Bushaltestelle oder zur Bahnstation folgen. Und falls er in ein Auto einsteigen würde, könnte ich mir immer noch das Kennzeichen merken.

Hinter dem Friedhofstor wandte er sich nach rechts und verschwand aus meinem Blickfeld. Weil ich jetzt rannte, war auch ich rasch auf der anderen Seite der hohen Hecke zwischen dem Friedhof und der Straße.

Neben der Haltestelle startete gerade ein Bus. Außer Atem blieb ich stehen und sah im nächsten Moment, dass er einen Radfahrer überholte. Nein, der Mann auf dem Rad blickte sich nicht um. Trotzdem oder gerade deswegen wusste ich, dass er vor mir geflohen war. Genauso gewiss war: Ich finde ihn.

Aber zuerst einmal machte ich mich auf die Suche nach Verena.

* * *

Ich bat Jakob, leiser zu sprechen, mir würde gleich das Ohr abfallen. Was ihn nur noch mehr gegen mich aufbrachte. Meinetwegen hätte er eine andere Verabredung auf die nächste Woche verschoben. Kurz vorher absagen und das, obwohl ich wüsste, wie schwierig es für ihn sei, sich einen ganzen Tag freizuhalten, wenn ich so weitermachen würde – der Satz blieb unvollendet.

Ja, was ist dann, hätte ich am liebsten gefragt und ihn daran erinnert, dass nicht ich, sondern er seit drei Jahren immer wieder Verabredungen verschob, weil seine Frau nun doch nicht am Wochenende zu ihrer Freundin fuhr oder ganz plötzlich unbedingt seine Hilfe brauchte bei der Gartenarbeit oder krank wurde oder, oder, oder. Stattdessen entschuldigte ich mich bei ihm.

Ich hörte ihn atmen. Er wartete, das wusste ich. Normalerweise schlug ich ihm in solchen Fällen einen anderen Tag vor. Während Jakob beharrlich weiter schwieg, sah ich mich im Geiste sämtliche Termine in meinem Kalender durchstreichen, die beruflichen und die privaten.

Er werde jetzt auflegen, sagte mein Freund dann mit sanfter Stimme. Er sei müde, ziemlich müde. Als ich erwiderte, dass für den nächsten Tag sowieso Regen angesagt sei, legte er inmitten meines Satzes auf.

Ich starrte auf das Telefon. Das hatte Jakob noch niemals getan. Selbst nach einem Streit hatte er immer »Bis bald«

gesagt. Vielleicht durchschaute er meine Lüge, ahnte, dass es den Kunden nicht gab, der so schnell wie möglich meinen Rat brauchte. Ausgerechnet zu der Zeit, in der wir beide mit dem Rad ins Alte Land fahren wollten.

Ich ging zurück zum Laptop und verglich zum wiederholten Mal das Schwarz-Weiß-Foto meines jungen Bruders mit dem von einem mehr als doppelt so alten Mann. Bis auf die in Wirklichkeit nicht mehr ganz so vollen Haare zeigte mir das vom Programm simulierte Bild den Mann, der auf dem Friedhof vor mir davongelaufen war.

Das Foto mit dem in Klickgeschwindigkeit gealterten Paul druckte ich aus. Danach ließ ich den Film weiterlaufen, aus dem ich das Bild meines Bruders herausgeschnitten hatte, spulte vor und zurück und hielt ihn immer wieder an. Vor vier Jahren hatte ich den Super-8-Film digitalisieren lassen und ihn mir seither dutzende Male angesehen, vor allem die wenigen Szenen mit meinem Bruder. Ihm hatte die Kamera gehört, meistens hatte er uns gefilmt. Er fühlte sich sichtlich unwohl, wenn jemand anderes ihn aufnahm. Dann sah er zu Boden oder richtete seinen Blick auf jemanden, der neben ihm saß, oder er ging gleich ganz aus dem Bild, wie am späten Heiligabend 1970.

Das einzige Weihnachtsfest, an dem unsere beiden Seefahrer zuhause waren. Das letzte mit meinem Bruder. Anders als sonst hatten wir uns am frühen Abend nicht um das Radio versammelt und ›Gruß an Bord‹ gehört. Manchmal

hatte meine Mutter leise eine Träne verdrückt, wenn eine Seemannsfrau über Norddeich-Radio ihre Weihnachtswünsche und die von ihren Kindern an ihren Helmut, Wolfgang oder Heinz sendete. Die Grüße von hoher See zur Gattin und den Kleinen zwängten sich in der schlechten Leitung oft an einem hohen Pfeifton vorbei in die Heimat. Das alles blieb uns erspart an diesem Abend, unsere Männer waren da. Wir waren eine richtige Familie, man konnte fast meinen: eine Familie wie alle anderen.

Bücher und Spielzeug lagen ausgepackt auf unserem Wohnzimmertisch und unter dem mit reichlich Lametta geschmückten Tannenbaum. Man prostete sich mit Bowle und Bier zu, rauchte und knabberte Salzstangen. Damals war mein Bruder achtundzwanzig, fuhr wie auch mein Vater zur See und verbrachte – wie immer – seinen Urlaub bei uns, in seinem Elternhaus. Ich war fünfzehn und ging noch zur Schule. Meine Schwester lebte ein paar Straßen weiter, mit ihrem Mann und ihrem Baby. Die Kleine schlief in ihrem Kinderwagen, am anderen Ende des Wohnzimmers. Mein Bruder war in sie vernarrt. Er filmte sie lange, als wartete er darauf, dass sie die Augen aufschlug und ihn anlachte.

Dann richtete er die Kamera nacheinander auf die erwachsenen Familienmitglieder. Zuerst auf meinen Vater und meine Mutter, danach auf meine Schwester und ihren Mann. Jeder reagierte anders auf diesen für uns alle neuartigen Blick. Mein Vater hielt lachend wie zum Gruß das

Weinglas hoch und sagte irgendetwas zu meinem Bruder. Als meine Mutter bemerkte, dass Paul nun sie ins Visier nahm, versuchte sie Ordnung in das Chaos auf dem Tisch zu bringen, faltete Geschenkpapier zusammen und rollte Bänder auf. Meine Schwester zupfte den Saum ihres Minirocks in Richtung Knie, streckte meinem Bruder die Zunge heraus und scheuchte ihn schließlich mit einer Handbewegung fort. Mein Schwager bemühte sich um Lässigkeit, warf einen müden Blick ins Objektiv und blätterte dann weiter in einem Bildband.

Nur bei mir hast du dich nicht lange aufgehalten, ich war der Schatten im Hintergrund. Als hättest du dich nicht interessiert für mich, deine jüngere Schwester, Halbschwester oder Stiefschwester, was für ein hässliches Wort. Anders als Arnhild hattest du euren Vater nicht kennengelernt. Du hast immer getan, als hätte es den Mann nie gegeben. Gefallen, wie sanft das klingt. Wie viele er wohl vor seinem Tod getötet hatte? Wenn in deinem Beisein über deinen Vater gesprochen wurde, hast du den Raum verlassen. Arnhild verfluchte den, ihre Worte, »strammen Nationalsozialisten«, du hast selbst mir gegenüber kein Wort über ihn verloren. Aber ich bin mir sicher, dass du dich für ihn geschämt hast. Vielleicht sogar für dein Gesicht.

Ich erschrak, als ich damals das Schwarz-Weiß-Bild in einem Album entdeckte. Darauf lächelte mir ein Mann entgegen, der dir zum Verwechseln ähnlich sah. Der schön

geschwungene Mund, das Grübchen auf dem Kinn, die vollen Augenbrauen, all das hat er dir vererbt. Später verschwand das Bild aus dem Album. Ich habe dich nie gefragt, ob du es vernichtet hast. Vielleicht wolltest du niemals wieder das Wehrmachtseblem auf der Mütze deines Vaters sehen.

Erinnerst du dich, ein paar Tage nach dem Fest hast du unseren Eltern und mir die Aufnahmen vom Heiligabend gezeigt, dafür hattest du ein Vorführgerät und eine Leinwand gekauft. Glücklicherweise fiel den beiden mein Schattendasein nicht auf. Man kann es auch übertreiben mit der Vorsicht, mein Lieber. Aber weil ich so vieles an mir nicht leiden konnte, war ich froh, mich so selten sehen zu müssen.

Schon seltsam, auf den Bildern wirken wir wie eine ganz normale Familie. Vater, Mutter, zwei Töchter, Sohn, Schwiegersohn, Enkelkind, Harmonie im trauten Heim. Nein, das war keine Inszenierung, das war ein Teil der Wahrheit. Die Wahrheit dieses Abends. Meine Mutter war auch sonst immer da, unausweichlich und erschöpfend da. Zupfte an meinen Pullovern, an meinen Haaren, überhaupt an mir herum, weil mit mir immer irgendetwas nicht stimmte. Zu blass, zu dünn, zu nachlässig gekleidet. Kein Wunder, hatte sie doch mein Dasein nicht gewollt. Aber wie es so ist im wahren Leben, Wünsche gehen nicht immer in Erfüllung. Da kann man in noch so heißem Wasser baden, mit dem

Rad noch so lange auf holprigen Wegen hin und her fahren und noch so oft mit der Faust gegen den Bauch schlagen, das Kind sitzt fest, da ist nichts zu machen. Irgendwann war ich dann doch da. Einmal, ich war zwei, brachte sie mir bei, dass selbst auf ihr Dasein kein Verlass war. Da überließ sie mich einer Freundin, zwei Monate lang. Noch als alte Frau schwärmte sie von der wunderbaren Reise an Bord der ›Irenek‹. Wie sie, die Frau des Kapitäns, verwöhnt wurde an Bord und wie aufregend die Landgänge waren. Schmunzelnd erzählte sie, dass ich ihr, als sie dann endlich wieder da war, den Rücken zukehrte und davonlief. So ein kleines Dummerchen. Mein Vater war fast immer nicht da. Und wenn er doch einmal da war, war er trotzdem nicht da, versteckte sich in einer Wolke aus Zigarettenrauch und las die Zeitung oder sinnierte vor sich hin. Vielleicht war er dann auf seinem Schiff, wie soll ich das wissen. Meine Schwester war schon lange nicht mehr da, kam aber oft zu Besuch und war dann manchmal sogar für mich da. Eifersüchtig musste sie nicht mehr sein, sie hatte ja jetzt Mann und Kind.

Ich weiß nur, dass meine Liebe zu Paul mit all dem nichts zu tun hat. Wir kannten uns schon vor unserem Dasein in dieser ganz normalen Familie. Unsere Liebe war älter als wir selbst. Kein Verbrechen, noch nicht einmal der Tod konnte ihr ein Ende setzen. Wir hießen Isis und Osiris, Zeus und Hera, Franziska und Martin.

Mein Bruder war schon immer für mich da gewesen. Über alle Zeiten hinweg.

Ein Dreivierteljahr nach dem gemeinsamen Filmabend verbannte unsere Mutter die Filmrolle auf den Dachboden, wo ich sie nach ihrem Tod fand. Auch sämtliche Fotoalben lagen in der Truhe. Warum sie sich fürchtete vor deinem Anblick, haben wir sie damals nicht gefragt. Wir fragten sie auch nicht, warum sie einige Wochen nach deinem Verschwinden eine Alarmanlage installieren ließ. Um weiteres Unglück zu verhindern? Auch das fragten wir sie nicht, genauso wie wir sie später nicht fragten, wie sie darauf kam, dass Paul in Gestalt eines Rotkehlchens zu ihr zurückkehrte. Angeblich setzte sich der Vogel Morgen für Morgen auf einen Zweig des Kirschbaums vor dem Küchenfenster, um ihr, nur ihr, etwas vorzusingen. Fragen waren tabu. Sie schien auch nicht auf Fragen zu warten. Wir redeten damals nicht darüber, aber ich vermute, dass sie und Arnhild und vielleicht sogar mein Vater, jeder von ihnen für sich allein viel zu beschäftigt war mit der Suche nach der Antwort auf die Frage, warum du dir das Leben genommen hast.

Ich fragte mich etwas gänzlich anderes. Wo bist du?

Nein, du hast dich nicht umgebracht, nein, du hast dich nicht im Japanischen Ozean ertränkt. Du lebst. Das wusste ich kurz nachdem uns das Telegramm am Mittag des 14. September 1971 erreichte. Mein Wissen behielt ich für mich. Dreißig Jahre lang.

Ich zog den Stick mit dem Film aus dem Laptop, steckte ihn in meine Hosentasche und machte mich auf den Weg.

Im Bus vom S-Bahnhof Blankenese zum Friedhof zählte ich die von der Sülldorfer Landstraße abzweigenden Straßen. Womöglich wohnte Paul in dieser Gegend.

Dieses Mal fand ich auf Anhieb, was ich suchte. Der Weg, auf dem ich meinem Bruder gefolgt war, hatte sich in mein Gedächtnis eingebrannt. Es war so heiß wie am Vortag. Ich atmete auf, als ich den schattigen Teil des Friedhofs betrat.

Elena Mertens, geboren im Jahr 1951, starb im Mai 2001. Ein Vierteljahr war das jetzt her. An ihrem Grab war Paul stehen geblieben. Und jetzt stand ich dort und schrieb auf, was ich las, auch die Worte »Im Vertrauen auf Gott«. Die Rose hatte wohl der Wind fortgeweht oder sie wurde gestohlen. Ein schmuckloses Grab, um die Grabplatte herum wuchs spärlich Immergrün.

Ich ging zurück zum Ausgang und nahm mir vor, die Friedhofsverwaltung anzurufen und zu fragen, wo sich Katharinas Grab befindet. Das hatte Zeit. Vorrang hatte die Suche nach meinem Bruder. Die letzte Adresse von Elena Mertens oder Namen von ihren Angehörigen würde man mir dort sicher nicht geben.

Zurück in meiner Wohnung fand ich nach wenigen Klicks auf der Website des Abendblatts die Todesanzeige für Elena Mertens. Hans, alle Männer heißen Hans, dachte ich, als ich den Namen des einzigen unterzeichnenden Mannes

las. Hans Schröder, was für ein Allerweltsname. Ideal, um dahinter die wahre Identität zu verstecken. Gehört und gleich darauf vergessen. Wie er sich wohl falsche Papiere beschafft hatte?

Ich freute mich wie ein Kind über das Ergebnis meiner Suche und hätte am liebsten Verena angerufen, um ihr zu erzählen, wen ich auf dem Friedhof wiedergefunden hatte. Ich tat es nicht. Nein, mein Geheimnis würde ich auch jetzt nicht mit anderen teilen, weder mit Jakob noch mit Verena, den beiden Menschen, die mir am vertrautesten waren. Zumindest so lange nicht, bis mein Bruder sich zu seiner Lüge bekannte.

Anders als Katharina erfinde ich keine Figuren. Paul Höfels alias Hans Schröder gab und gibt es tatsächlich und ich kannte ihn so gut, wie selbst die beste Schriftstellerin keinen ihrer Luftgeister kennt. Daher wusste ich von Anfang an: Einer wie Paul tötet sich nicht selbst, nie und nimmer, und wenn er noch so verzweifelt ist.

Und jetzt wusste ich: Er läuft nicht noch einmal vor mir davon. Beim nächsten Wiedersehen würde ich ihn mit seinem wahren Namen ansprechen.

Drei Jahre nach Pauls Verschwinden zog ich nach Hamburg, froh, endlich den Ort hinter mir zu lassen, an dem sein Name auf einem Grabstein stand. Am liebsten hätte ich ihn damals heimlich vom Stein entfernt. Sein Todesdatum: ein schlechter Witz, unerträglich.

Ich war die einzige in unserer Familie, die sich nicht darüber aufregte, dass der Pastor nur eine stille Beerdigung erlaubte. Laut Kirchenrecht stünde einem Selbstmörder kein Glockengeläut zu. Erst die Tränen meiner Mutter erweichten das Gemüt des Mannes. Wie gut, dass mich niemand fragte, warum ich in dieser Zeit so gelassen blieb. Ich hätte lügen müssen. Um uns beide zu schützen.

Ich sehe uns noch auf deinem Bett sitzen, wie wir uns unsere gemeinsame Zukunft ausmalen. Ein Leben in weiter Ferne, im Ausland. Erinnerst du dich, du hast mir von Spanien erzählt. Dein Schiff lag ein paar Mal im Hafen von La Coruna. Sogar die Hafendarbeiter wären freundlicher als bei uns, hast du gesagt, und dann: die Sonne! Dort würde es mir bestimmt gefallen. Was du von England hältst, habe ich dich gefragt und dich gebeten, die Platte von Helen Shapiro aufzulegen. Es versetzte mir jedes Mal einen Stich, wenn du von ihrer dunklen Stimme geschwärmt hast. Aber weil ich dachte, dass die Engländer den Norddeutschen ähnlicher sind als die Spanier und ich deswegen im Ernstfall besser mit ihnen zurechtkäme, sollte die Sängerin mir dabei helfen, dich von den Vorzügen ihrer Heimat zu überzeugen. Mein zweites Argument war die Sprache. In Englisch hatte ich eine Eins, während ich Spanisch erst mühsam hätte lernen müssen.

Statt zu antworten, bist du aufgesprungen und hast ›Walkin' Back to Happiness‹ aus dem Stapel mit den Singles